This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

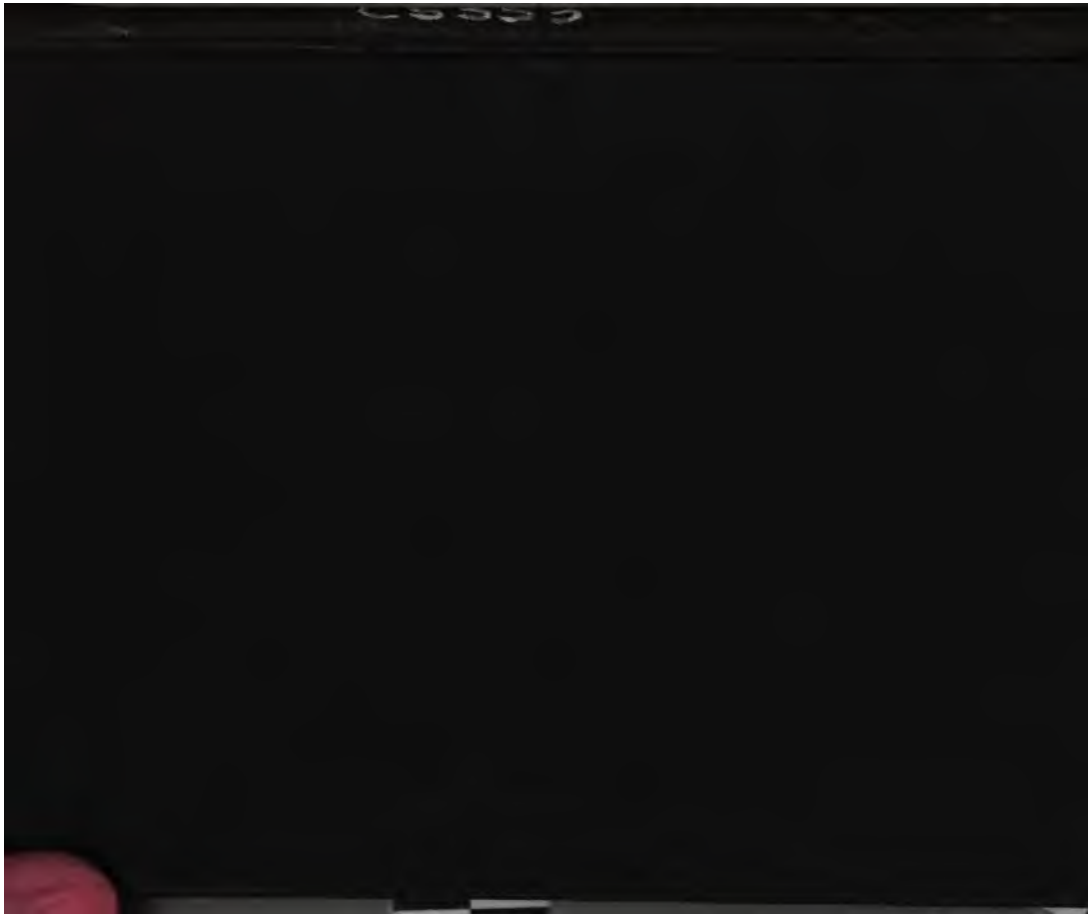
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



832.63
CS353

Friedrich Schiller.

Aus eines Dichters religiöser Gedankenwelt.

Von

Dr. P. W. Schmidt.

Motto: Ich sage mit Julius von Tarent: in meinen Gebeinen ist Mark für Jahrhunderte.
Schiller (an Körner I., S. 39).

THE
HILDEBRA[illegible]
LIBRARY

Berlin.
Verlag von F. Henschel.
1872.

Friedrich Schiller.

Aus eines Dichters religiöser Gedankenwelt.

Von

Dr. P. W. Schmidt.

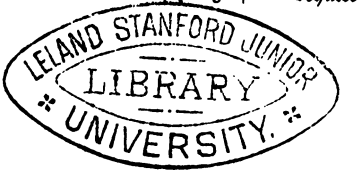
Motto: Ich sage mit Julius von Tarent: in meinen Gebeinen ist Mark für Jahrhunderte.
Schiller (an Körner I., S. 39).

THE
HILDEBRAND
LIBRARY

Berlin.
Verlag von F. Henschel.
1872.

32463

Das Recht der Uebersetzung ist vorbehalten.



LELAND STANFORD JUNIOR
LIBRARY
UNIVERSITY.

32463

Ferdinand Schmidt,

dem Volksschriftsteller.

Lose Blätter, abgefallen in herbstlicher Zeit von lesender Erholung später Abendstunden — der Zug der Freundschaft weht sie Ihnen in den Weg. Ich weiß es, den Gruß, den sie überbringen möchten, verstehen Sie wohl. Wer denn hat Schiller am besten begriffen? Gustav Schwab begriff ihn, denn er kannte des Volkes Seele, Carl Twesten begriff ihn, denn er kannte des Volkes Geist.

Unter den Lebenden aber möchten diese anspruchslosen Blätter Wenigen so gern gefallen als Ihnen, der Sie, wie Wenige, die fleißige Feder rühren in des

Morgens erſter Frühe und in heiliger Stille der Nacht, eifernd für die Befreiung des Volksgeiſtes durch des Volksgeiſtes Heiligung. Das eben heißt im beſten Sinne: Schiller begreifen, denn eben das war Schillers Art.

Etwas Neues über dieſelbe zu ſagen iſt ſchwer. Biographen und Erklärer haben ſie erſchöpfend dargeſtellt, neue Quellen über des Dichters Leben und Denken wurden nicht entdeckt. Dagegen ſchien mir eine Zuſammenſtellung deſſen, was wir von Schillers *religiöſem* Entwickelungsgange wiſſen, für unſere Zeit

von besonderem praktischem Nutzen zu sein. Wenn dabei zugleich hier und da einigen Schiefheiten in der gewöhnlichen biographischen Auffassung des Gegenstandes abgeholfen wäre, so wären diese Zeilen ja auch historisch nicht ganz ohne Werth. Könnten sie aber auch nur das Geringste dazu beitragen, des Dichters religiöses Denken als einen „Pfahl" in das „Fleisch" unserer Zeit einzusenken, so wäre ich glücklich, eine Frucht aus der Erkenntniß gezogen zu haben, welcher der arme Schubart einst vom Hohenasperg aus die schönen Worte lieh: Ich wüßte kaum einen jungen deutschen

Mann, dem ſo wie Schiller heilige Geniusfunken aus der Seele emporſteigen, wie die Lohe vom Opfer-altar.

Inhalt.

Dichter und Denker.
„Aus der Jugendzeit.“
Bis zum Lied an die Freude.
Resignation.
In der Lehre bei Kant.
Naturbetrachtung.
Der Mensch und seine Erziehung.
Unsterblichkeit.
Beschluß.

Dichter und Denker.

Schiller als Denker?

In der That, seine Lehre war es nicht, die seiner Muse den Weg bereitete.

Zweierlei hat dem Namen Friedrich Schiller's in dem Allerheiligsten des deutschen Volksgemüthes eine Heimat bereitet, wie einem anderen Dichter nie: er ward vom Volke auserkoren zum Symbol des nationalen Gedankens und des Freiheitsgedankens. Nicht mit Unrecht. Ein Lessing kann es beiläufig in einem Briefe an Gleim aussprechen: „Ich habe von der Liebe des Vaterlandes keinen Begriff und sie scheint mir auf's höchste eine heroische Schwachheit die ich recht gern entbehre;" und die Tragweite dieser Worte ist nicht zu unterschätzen, wenn auch die Gespräche zwischen Ernst und Falk über das Freimaurerthum derselben hier und da eine Schranke setzen.

Ein Goethe steht den vaterländischen Interessen im ganzen so fern, daß gerade an ihm es klar werden sollte, wie die klassische Zeit deutscher Dichtung die klassische Zeit deutschen Weltbürgerthums war. In derselben Periode ward von Schiller „das Vaterland, das theure" hochgepriesen, und aus den Bergen der Schweiz läßt er in den Jammer deutscher Kleinlichkeit und Zerissenheit von sterbender Lippe den dreifachen Mahnruf zur Einigkeit herüberklingen. So konnte der nationale Gedanke an Schiller seine Stütze, seine Weihe suchen. Mit noch mehr Recht der Freiheitsgedanke. Ihm hat Schiller in der That ein gut Theil seiner besten Geisteskraft, seiner zündendsten Dichterworte gewidmet. Von dem Sturm und Drang seiner Räuber an bis zu der poetischen Widmung, mit welcher er ein Jahr vor seinem Tode die Sendung seines Wilhelm Tell an den Erzkanzler Karl von Dalberg begleitete (s. Viehoff, Sch.'s Gedichte III. S. 526 ff.) preist er den Menschen und das Volk „unsterblich und des Liedes werth", welches „den Zwang abwirft, den es unwürdig leidet" — und wo irgend starre äußerliche Mächte auf eines Menschen Herz oder eines Volkes Glück selbstsüchtigen oder hochmüthigen Druck ausüben, da werden die feurigen Vertreter der persönlichen und volksthümlichen Freiheit gegen Herkommen und über-

lieferte Autorität bei Schiller nicht umsonst dichterische Gewähr für ihr Recht suchen und glühenden Zuspruch für ihren Kampf.

Aber der Volksgeist sucht eben an seinen Lieblingen nur diejenigen Eigenheiten auf, welche ihm selber sympathisch, gleichartig und verständlich sind. Schiller ist mehr als der Volksmund an ihm begeistert rühmt. Und seinen Anspruch auf unsere liebende Verehrung hat er nicht nur in jenen Liedern erworben, deren ernster und oft so pathetischer Klang unser jugendliches Herz zu heiligem Erzittern vor kaum verstandenen hohen Idealen anregte, nicht nur in jenen Dramen, deren Helden wir das beste ihrer Thaten alle einst im Geiste nachgethan, deren Mädchen und Frauen wir ihre schöne Thränen nachgeweint, sondern ebensosehr in jenen, denkender Betrachtung gewidmeten prosaischen Schriften und brieflichen Aeußerungen, deren Lektüre und Verständniß der großen Menge selbst unserer Gebildeten noch immer viel zu ferne liegt. Viel zu ferne, besonders angesichts der Thatsache, daß gerade sie allein den Schlüssel zum Verständniß der gesammten Dichtung Schillers wie seines persönlichen Gesammtcharakters sind. Dies Dichtergenie, sagt Wilhelm v. Humboldt in der Einleitung zu seinem Briefwechsel mit Schiller, wwx

auf das engste an das Denken in allen seinen Höhen und Tiefen geknüpft, es tritt ganz eigentlich auf dem Grunde einer Verstandesmäßigkeit hervor, welche Alles ergründend spalten und Alles verknüpfend zu einem Ganzen vereinen möchte. — In einem Briefe an Körner, (II. 29) geht Schiller selbst so weit zu sagen: „Das lyrische Fach sehe ich eher für ein Exilium, als für eine eroberte Provinz an.“ Das war übertrieben. Aber wenn auch Schiller selbst im späteren Rausche einer dichterisch besonders fruchtbaren Lebensperiode (27. Juni 1798) an Humboldt das vorübergehende Geständniß richtet: jetzt denke er sich Wissenschaft und Kunst in einer größeren Entfernung und Entgegensetzung als früher — so bleibt es unbestritten, daß Entstehung und Wachsthum von Schillers Dichtergröße bis zum Höhepunkt seines Lebens ihre Erklärung nicht ohne das Selbstbekenntniß finden, welches Schiller im Jahre 1795 an denselben Freund bei Uebersendung des „Reiches des Schatten“ ablegt:

„Es ist gewiß, daß die Bestimmtheit der Begriffe dem Geschäfte der Einbildungskraft unendlich vortheilhaft ist. Hatte ich nicht den sauren Weg durch meine Aesthetik geendigt, so würde dieses Gedicht — es ist das spätere: *Das Ideal* und das Leben — nimmermehr zu der Klar-

heit und Leichtigkeit in einer so schwierigen Materie gelangt sein, die es wirklich hat."

Und gerade auf dem Gebiet des religiösen Gedankens hat er die Herz- und Sinngefährdende Tragweite unklarer Anschauungen tief zu würdigen gewußt. Welcher noch so dürre Pedant widersteht dem Eindruck der allerdings sehr jugendlichen Klagen, mit welchen Julius seinen reiferen Freund Raphael in den philosophischen Briefen anredet: „Was hast du aus mir gemacht! Gefährlicher großer Mensch, daß ich Dich niemals gekannt hätte oder niemals verloren! Eile zurück auf den Flügeln der Liebe, oder Deine zarte Pflanzung ist dahin. Die Grundpfeiler Deiner folgen Weisheit wanken in meinem Gehirn und Herzen und all die prächtigen Paläste, die Du bautest, stürzen ein, und der erdrückte Wurm wälzt sich wimmernd unter den Ruinen. Raphael, ich fordere meine Seele von Dir!" — Oder wer versteht nicht, daß Schiller von sich selber redet, wenn er den gehemmten Lauf der Phantasie, welche ja ihrem Wesen nach der Schönheit allein nachgehen möchte, also beschreibt:

Ein Götterkind, das sie mir Wahrheit nannten,
Die Meisten flohen, wenige nur kannten,
Hielt meines Lebens raschen Zügel an.

Auf denn, des Dichters frommes Spiel mit dieſem Götterkinde zu belauſchen. Wie Schiller über Gott, wie über die göttliche Einrichtung der Natur und die göttliche Beſtimmung des Menſchenlebens dachte, dies im einzelnen aufzuſuchen, und dem deutſchen Gemüthe nahe zu führen, kann der religiös ſo tiefbewegten Zeit nicht unwürdig ſein, in welcher eine deutſche Stadt nach der anderen gerade dieſes Dichters hehres Bildniß auf ihre Märkte ſtellte, daß es zu Jung und Alt laut rede von den Herrlichkeiten des inneren Lebens und deſſen Verhältniß zum äußeren Glück.

„Aus der Jugendzeit."

Ach wie sie mir vorübergaukeln vor'm Phantasieblick
Die Freuden der Kindheit:
. . . . . .
Und o wie du schon da
Manche kindische Freuden
Mit mir theiltest,
Da noch schlummernd in uns
Ruhte der Funke, der jetzt
Aufzulodern begann und bald
Ausschlagen wird zur Flamme!

Glückliche Erinnerung an die glücklichen Lorcher Kinderjahre. Philipp Conz, nächst Carl Moser Schiller's erster Spielgefährte, trägt sie im Jahre 1781 dem Jugendfreunde entgegen, gerade zu einer Zeit, wo der kindlich-religiöse Sinn Schillers einer neuen unstäten, aber stets großen Auffassung nahender Manneszeit weichen mußte. Von den schönen Tagen, denen jene Worte gelten, bis zu diesem Jahre 1781, wo Schiller seine „Anthologie" sammelte — welch' eine innere Geschichte.

Jetzt der eine reif für Stäudlin's schwäbischen Musenalmanach*), der andere Regimentsmedicus, „Leichencarmina“ im Herzen, die „Räuber“ stürmend in der zürnenden Phantasie.

Damals beide gemeinsam von Lorch wandernd zum Gmünder Calvarienberg, unempfindlich in fröhlichem Kindesmuth für den düsteren Sinn holzbildbekränzter Wallfahrtsstraßen, wohl aber die Christusbilder alle zart verwebend in das fröhliche Anschaun der sie umgebenden schönen Gottesnatur.

Und so sehr auch der tägliche Anblick des nahen Stauffen und des Klosters von Lorch, belebt durch die einfachen Erzählungen von Schiller's Vater aus der Glanzperiode des deutschen Mittelalters, die Phantasie der Knaben mit Bildern von Helden und Heldenthaten erfüllen mochte — der Eindruck des großen Dulders, von dem ihnen außer den Eltern Magister Philipp Moser erzählte, überwog, und das erste Ideal ihrer Lebenszukunft war — Prediger zu werden wie Moser.

Viel trug dazu bei Friedrich Schiller der Geist des Elternhauses bei. Johann Kaspar Schiller, wohlgewandt in mancherlei weltlichem Handwerk, geübt, Wunden zu

*) Dem die angezogene Ode Conzens entlehnt ist.

schlagen und solche zu heilen je nach der Zeiten Erforderniß und der Oberen Befehle, wußte auch fromm und frei zum Himmel zu schauen in guten und bösen Tagen. Kraftvoll und kernig wie sein Aeußeres war auch seine Religiosität — urwüchsig und gesund, ohne der Innigkeit zu ermangeln, wenngleich befangen in den Schranken des unpoetischen Moralismus der Zeit, vor allem aber streng ohne Engherzigkeit.

Aber laß mich nicht allein nur auf ein Bekenntniß treiben
Oder nach der Heuchler Art bei der Reue stehen bleiben,
Nein, es müssen Geist und Wandel der Gewohnheit sich entziehn
Und in einem neuen Wandel Früchte der Bekehrung blühn.

So reimte Schillers Vater und so sprach er zu den Seinen in täglicher Morgenandacht. Strebsame Tüchtigkeit im praktischen Leben verlangte er als Bewährung der inneren Herzensrichtung. In diesem Sinne war es denn bei des Sohnes Geburt sein „ehrgeiziges" Gebet zu dem „Wesen aller Wesen": daß dieses dem Kinde „an Geistes Stärke zulegen" möge, was er „aus Mangel an Unterricht nicht erreichen könne". In diesem Sinne auch verstand er es, väterliche Selbstverleugnung selbst dann zu üben, wenn des Sohnes innere Entwickelung sich nicht völlig nach dem eigenen Wunsche zu gestalten schien.

Mutterliebe ersetzte an Tiefe gemüthvoller Einwir-

kung, was des Vaters härterer Edelsinn vermissen ließ. Das war ein Mal ein Gottesdienst, den die Kinder am Ostermontag, lustwandelnd von Ludwigsburg nach Marbach, knieend auf dem Wege dort feierten. Wie hat es diese Mutter mit ihrer Erzählung über die Jünger von Emmaus verstanden, die Rechte und die Pflichten einer Priesterin gegen ihre Kinder auszuüben! Solche Eindrücke vom Elternherzen her wirkten durch ihre Lauterkeit und Anmuth so tief auf des Kindes Gemüth, daß auch die verhältnißmäßig übertriebene Reichlichkeit religiöser Nahrung nicht schadete. Ja selbst als auf Marbach und Lorch Ludwigsburg des Lieutenant Schiller Residenz ward, konnte die hochmüthige Unvernunft des „lutherischen Pfaffen", dessen „körperliche Beredtsamkeit" Schiller allsonntäglich auf der Kanzel mitanhören mußte, den tiefbegründeten religiösen Sinn des Knaben ebensowenig wankend machen, als die hölzerne Regelmäßigkeit des latinisirten Pietismus, welcher den massenhaften Religionsunterricht seiner neuen Schule kennzeichnete. Mit dem theologischen Studium allerdings fing es auf der Ludwigsburger Lateinschule an, etwas bedenklich zu werden. Zwar als der dreizehnjährige Knabe sein „drittes Landexamen" machte, da wurden auf dem rühmenden Zeugniß neben dem Lateinischen und Grie-

chischen auch seine Kenntnisse im Hebräischen anerkannt Aber ein Mann wie der Specialsuperintendent Zilling in Ludwigsburg mochte er dort nicht mehr werden. Die ersten Eindrücke von Pfaffheit hatten sein kindliches Lebensideal für immer verscheucht. Statt dessen hatte er in Ludwigsburg ein Theater gesehen. Und was damals noch mehr bedeutete, der „große" Karl Eugen von Württemberg gründete 1772 seine Militärakademie und „Hauptmann" Schiller nebst Gattin verstanden sich nach langem bestürztem Zaudern dazu, ihren einzigen Sohn auf die Einladung des Herzogs hin, unter schweigendem Verzicht auf Friedrichs theologisches Studium, in die Akademie übersiedeln zu lassen. Die Jurisprudenz sollte die Gottesgelahrtheit nach Kräften ersetzen.

Viel ist uns über Schillers religiöse Entwickelung aus der Zeit seines Eleventhums (1773—80) nicht zugekommen. Was wir wissen, ist dies: daß während des ersten und bei weitem größeren Theiles dieser Lebensperiode des Jünglings religiöse Gesinnungen nur eine folgerechte Entfaltung der frommen Einflüsse seiner Kindheit waren, daß aber in der letzten Zeit des Aufenthaltes in der Akademie die wilde Gährung seiner Ueberzeugungen sich ankündigte, welche die zwanziger Jahre seines Lebens so merkwürdig macht. Die

Grenzscheide dieser beiden Stadien ist bezeichnet durch die „Hymne an den Unendlichen“*), deren Entstehungszeit zwischen den Jahren 1776 und 1780 liegt.

Das war für Schillers Entwickelungsgang das eigentliche Ereigniß der Solitude: daß hier seine religiösen Empfindungen die Form suchten und fanden, welche ihrem weiten Inhalt in Schillers geistiger Anlage allein entsprach, die Dichtkunst. Bei der Confirmation in Ludwigsburg schon hatte er die Eltern mit einem deutschen Gedicht überrascht. Es war der kindische Vorbote einer mächtigen Neigung gewesen, die allgemach zur allesbeherrschenden edlen Leidenschaft wurde. So hoch und hehr erschien ihm die Poesie schon in ihren ersten Offenbarungen an sein entzücktes Knabenherz, daß er nur die heiligsten Objecte

*) Dieselbe war von Schiller in dem unter dem Titel Anthologie für das Jahr 1782 erschienenen Musenalmanach mit veröffentlicht. Die Gründe, weshalb es sehr wahrscheinlich ist, daß ein Theil der Gedichte jener Anthologie noch vor Ende 1780 d. h. vor Schillers Austritt aus der Akademie entstanden sind, sind bei Viehoff I. S. 45 aufgeführt. Der Gehalt der Hymne weist ihr einen Platz in den Jahren des schlummernden Zweifels an, nicht zu weit getrennt von der Ode „der Abend“, welche 1776 im schwäbischen Magazin erschien. Die frappante formelle Aehnlichkeit aber mit dem Gedicht „die Größe der Welt“, welches bereits jenseits der jugendlichen Gedankenwelt Schillers liegt, *räth davon ab, die* Hymne viel vor 1780 zu setzen.

für würdig ihrer Gunst erachtete. Wir wissen von zwei größeren Gedichten aus dem Jahre 1773. Das eine galt dem Helden Israels, der auf dem Nebo starb, das andere, ein Trauerspiel, inspirirt von Gerstenberg's „Ugolino", jenem grausigen Boten aus Dante's Hölle, verherrlichte die Martyrien der ersten „Christen". Ihr Verlust mag für die Literatur nicht groß sein. Aber für Schillers innere Entwickelung ist die Wahl der Stoffe charakteristisch. Herrliche Verschwisterung: Religion und Poesie schlossen sich für immer in seinem Herzen zusammen. Ihrem Bunde gilt Schillers erstes einigermaßen lesbares Gedicht, die Ode „der Abend" (1776) — auch eine „Abendstunde eines Einsiedlers". „Die Sonne zeigt, vollendend gleich dem Helden, dem Thal ihr Abendangesicht."

Jetzt schwillt des Dichters Geist zu göttlichen Gesängen.
Laß strömen sie, o Herr, aus höherem Gefühl,
Laß die Begeisterung die kühnen Flügel schwingen
Zu Dir, zu Dir, des hohen Fluges Ziel,
Mich über Sphären, himmelan gehoben,
Getragen sein vom herrlichen Gefühl,
Den Abend und des Abends Schöpfer loben,
Durchströmt von paradiesischem Gefühl.
Für Könige, für Große ist's geringe,
Die Niederen besucht es nur —
O Gott, Du gabest mir Natur,
Theil' Welten unter sie — nur, Vater, mir Gesänge.

Zwischen Himmel und Erd', hoch in der Lüfte Meer,
In der Wiege des Sturms, trägt mich ein Zackenfels,
Wolken thürmen
Unter mir sich zu Stürmen,
Schwindelnd gaukelt der Blick umher,
Und ich denke dich, Ewiger.

Deinen schauernden Pomp borge dem Endlichen,
Ungeheure Natur! Du der Unendlichkeit
Riesentochter!
Sei mir Spiegel Jehovahs!
Seinen Gott dem vernünftigen Wurm
Orgle prächtig, Gewittersturm!

Horch! er orgelt — Den Fels wie er herunter dröhnt!
Brüllend spricht der Orkan Jehovahs Namen aus.
Hingeschrieben
Mit dem Griffel des Blitzes,
Creaturen, erkennt ihr mich?
Schone, Herr! Wir erkennen Dich!

Magazin erſchienen. Ganz ſo klar und ungetrübt ſchien ihm die Sonne dieſes Sonntagsmorgens nicht, wie die, welcher er in jener Ode ſeinen betenden Abſchied nachgerufen hatte. Zum erſten Male hören wir hier etwas davon, daß „bange Zweifel“ an des Jünglings Seele ſchnell vorüberflogen und ſeinen Blick in „Nacht hüllten“. Doch das Licht drang wieder durch.

„Du haſt mich zu trüben Tagen aufbehalten, mein Schöpfer, zu Tagen, wo der Aberglaube zu meiner Rechten raſt und der Unglaube zu meiner Linken ſpottet. Zweifelſucht, Ungewißheit, Unglaube, ihr beginnt mit Qual und endet mit Verzweiflung. Aber Wahrheit, du führſt uns ſicher durch's Leben, trägſt uns die Fackel vor im finſtern Thal des Todes und trägſt uns in den Himmel hinein, von dem du ausgegangen biſt.“ Dieſe Wahrheit iſt ihm noch immer die des chriſtlichen Glaubens. Nur ſchön und großartig genug werden ihm die Gefühle der chriſtlichen Gottesverehrung nicht ausgeſprochen; nur einer genügt ihm in dieſer Hinſicht: Der Dichter des Meſſias. Die treueſte Nachahmung aber ſeiner Geſchmackloſigkeiten und ſeiner Erhabenheiten iſt Schillers Hymne an den Unendlichen, welche dieſe Lebensperiode abſchließt:

nerer und äußerer Lebensfreiheit sich durch schwere Hindernisse in der äußeren Welt und in der seines Herzens also hindurchdringt, daß mit dem kindischen Vorstellungskreis nicht zugleich die Kindlichkeit des Herzens untergeht, welche im Aufblick zu einem allgütigen Vaterherzen den unentbehrlichen Halt, die hocherwünschte Weihe auch der aufgeklärtesten Männlichkeit sieht.

Das letztere war Schillers Entwickelungsgang und eben deßhalb ist er der deutschen Art so innig nahe und sympathisch.

In der That, das Mißverhältniß, in welchem sich des Jünglings Bildungsdrang, der Reichthum seines religiösen Gemüthes, die Wärme seiner jungen poetischen Ader zu der Enge, Regelmäßigkeit und Kälte der Stuttgarter Lehr- und Lebensdisciplin befand, mußten die nächsten Jahre seiner Entwickelung schweren inneren Widersprüchen und gewaltsamen, schmerzlichen Lösungen entgegenführen. Soviel wird einmal fest genug bewiesen sein, hatte Schiller am Eingange der erwähnten Abhandlung des Jahres 1779 gesagt, daß das Universum das Werk eines unendlichen Verstandes sei und entworfen nach einem trefflichen Plan. So wie aber das Weltall „durch den allmächtigen Einfluß der göttlichen Kraft aus dem Entwurfe zur Wirk-

lichkeit hinrann und alle Kräfte wirken und in einander wirken, gleich Saiten eines Instruments tausendstimmig zusammenlauten in eine Melodie" — so soll auch der Geist des Menschen, mit Kräften der Gottheit geadelt, aus den einzelnen Wirkungen Ursach und Absicht, aus dem Zusammenhang der Ursachen und Absichten all den großen Plan des Ganzen entdecken, aus dem Plan den Schöpfer erkennen, ihn lieben, ihn verherrlichen — oder kürzer, erhabener klingend in unseren Ohren: Der Mensch ist da, daß er nachringe der Größe seines Schöpfers, mit eben dem Blick umfasse die Welt, wie der Schöpfer sie umfaßt. Gottgleichheit ist die Bestimmung des Menschen. Unendlich zwar ist dieses sein Ideal, aber der Geist ist ewig."

Wo man liebte, zum Gebet zu kommandiren, wie in Stuttgart auf der Akademie, da allerdings mußte solch Feuer der Lebensauffassung unverstanden bleiben und mißliebig werden. Die kleine Welt vorschriftsmäßiger Gefühle, wohlwollender Unterrichtsdressur, reglementsmäßigen Gebetes und leutseliger Despotengnade hatte wenig gemein mit der in Raum und Zeit, für Denken und Fühlen unermeßlichen Welt, deren Offenbarung der Jüngling der Poesie verdankte — jene Welt, in welcher auch die kühnsten

nerer und äußerer Lebensfreiheit sich durch schwere Hindernisse in der äußeren Welt und in der seines Herzens also hindurchdringt, daß mit dem kindischen Vorstellungskreis nicht zugleich die Kindlichkeit des Herzens untergeht, welche im Aufblick zu einem allgütigen Vaterherzen den unentbehrlichen Halt, die hocherwünschte Weihe auch der aufgeklärtesten Männlichkeit sieht.

Das letztere war Schillers Entwickelungsgang und eben deßhalb ist er der deutschen Art so innig nahe und sympathisch.

In der That, das Mißverhältniß, in welchem sich des Jünglings Bildungsdrang, der Reichthum seines religiösen Gemüthes, die Wärme seiner jungen poetischen Ader zu der Enge, Regelmäßigkeit und Kälte der Stuttgarter Lehr- und Lebensdisciplin befand, mußten die nächsten Jahre seiner Entwickelung schweren inneren Widersprüchen und gewaltsamen, schmerzlichen Lösungen entgegenführen. Soviel wird einmal fest genug bewiesen sein, hatte Schiller am Eingange der erwähnten Abhandlung des Jahres 1779 gesagt, daß das Universum das Werk eines unendlichen Verstandes sei und entworfen nach einem trefflichen Plan. So wie aber das Weltall „durch den allmächtigen Einfluß der göttlichen Kraft aus dem Entwurfe zur Wirk-

lichkeit hinrann und alle Kräfte wirken und in einander wirken, gleich Saiten eines Instruments tausendstimmig zusammenlauten in eine Melodie" — so soll auch der Geist des Menschen, mit Kräften der Gottheit geadelt, aus den einzelnen Wirkungen Ursach und Absicht, aus dem Zusammenhang der Ursachen und Absichten all den großen Plan des Ganzen entdecken, aus dem Plan den Schöpfer erkennen, ihn lieben, ihn verherrlichen — oder kürzer, erhabener klingend in unseren Ohren: Der Mensch ist da, daß er nachringe der Größe seines Schöpfers, mit eben dem Blick umfasse die Welt, wie der Schöpfer sie umfaßt. Gottgleichheit ist die Bestimmung des Menschen. Unendlich zwar ist dieses sein Ideal, aber der Geist ist ewig."

Wo man liebte, zum Gebet zu kommandiren, wie in Stuttgart auf der Akademie, da allerdings mußte solch Feuer der Lebensauffassung unverstanden bleiben und mißliebig werden. Die kleine Welt vorschriftsmäßiger Gefühle, wohlwollender Unterrichtsdressur, reglementsmäßigen Gebetes und leutseliger Despotengnade hatte wenig gemein mit der in Raum und Zeit, für Denken und Fühlen unermeßlichen Welt, deren Offenbarung der Jüngling der Poesie verdankte — jene Welt, in welcher auch die kühnsten

voll, besang, das ist schon aus denselben Stimmungen vollgenügend erklärt, welche ihm schon im Jahre 1777 seine tobende Ode an den Eroberer eingegeben hatte. Daß er aber in dieser Zeit der innigeren Bekanntschaft mit Rousseau dem Dichter des Messias geradezu den Abschied gab:

Religion beschenkte dies Gedicht
Ob umgekehrt, das weiß ich nicht —

ja daß er später zwischen Klopstock und Wieland, „als ihre Silhouetten neben einander hingen", also wählen konnte:

Gewiß! bin ich nur über'm Strome drüben,
Will ich den Mann zur Rechten lieben,
Dann erst schrieb dieser Mann für mich.
Für Menschen hat der linke Mann geschrieben,
Komm' linker Mann, ich küsse dich —

solche innere Umänderung in Schiller ist noch nicht einmal aus dem berechtigten Inhalt von Rousseau's neuer Lebensphilosophie und ihren Eindrücken allein zu erklären. Hierzu wirkte der Realismus noch anderer „guter Autores" mit: Die weltliche Lieblichkeit eben des „linken Mannes" selbst, der neben Klopstock hing, und der erdrückende sittliche Ernst der Dramen Shakspeare's und ihrer derb-wirklichen, tief ergreifenden, wenn auch für Schiller nicht im-

mer sympathischen Psychologie, nicht minder als die farbenkräftige Charaktermalerei des alten Plutarch; dazu die thränenreichen Leiden Werther's, das herzzerreißende Bild edler menschlicher Schwäche, Ossian's Liederklänge zurückrufend vor das tieferregte Herz — und doch wieder das Urbild der Manneskraft, der heldenmüthige Berlichinger! Welch ein Abgrund unendlicher Geisteswelt, die alle Gegensätze umspannte, die Nähe und Ferne gleichzeitig hervorzaubernd vor dem trunkenen Blick. Nehmen wir hinzu, daß zugleich die knappe Gedrungenheit der Lessing'schen Sprache, die ernste, vornehme Ruhe von Mendelssohn's und Herder's Gedankenwelt und endlich Garve, der Uebersetzer Ferguson's, jenes schottischen Moralisten des common sense, auf das Gemüth des gierig lesenden Jünglings einwirkten — so werden wir zugestehen, daß gegenüber der formlosen Himmelei klopstockischer Art von diesen gewaltigen und verschiedenen Eindrücken allen eine reifende Läuterung seines Lebensideals ausgehen mußte. Aber zugleich eine große Bereicherung und bedeutsame Kräftigung, welche für den nahenden Kampf zweier Welten, der in ihm und der um ihn herum, der Welt des kalten Gesetzes und derjenigen der freien Poesie, die Entscheidung nicht mehr zweifelhaft ließ. Von zwei Seiten wurde die

Flamme dieses Kampfes täglich heftiger geschürt: im Inneren der Akademie das herzogliche Verbot der allein geliebten Beschäftigung, der Druck der Regel auf ein tiefberechtigtes freies Geistesstreben. Von außen aber klopfte, wenn es irgend innen einmal ruhig war, der unruhige Geist an die Pforten, der sich „Sturm und Drang" zu nennen liebte, von dessen wilden Kraftäußerungen Werther's Leiden nur das edelste, Schubarts „Fürstengruft" nur das aufstachelndste Beispiel war, der aber unzählige andere brave und verkommene Geister zu seinen geschäftigen Boten zählte. So entstand ein Zustand verzehrender Trauer in dem Herzen des Jünglings. Im Jahre 1780 schreibt er: nicht einmal der Tag des Abschiedes aus der Akademie, der ihm früher ein freudenvoller Festtag würde gewesen sein, werde es vermögen, ihm ein fröhliches Lächeln abzugewinnen. Das war ein Zustand innerer Schwüle, der auf nahe Gewitterstürme schließen ließ. Die Jurisprudenz war längst aufgegeben; die Medicin ward vergessen trotz äußerer Pflichterfüllung, und alle Kräfte Leibes und der Seele spannten sich an, in einem großen und schönen Bekenntniß der Welt zu zeigen, daß auch ein frommes Jugendherz für die Dränger seiner inneren Freiheit nur eine Antwort hat: Auflehnung, Empörung. So entstanden die Räuber. „An die

Spitze einer Räuberbande mußte Karl Moor sich stellen. Nur so konnte Schiller die pressenden Qualen aushauchen und den ernsten erhabenen Zorn, welche seine Seele zermalmten. Aber auch nur so war es möglich, dem Trauerspiele jenen sittlichen Kern zu geben, den es wirklich besitzt ... Der unvertilgbare Freiheitstrieb des Menschenherzens, die Sehnsucht nach einem höheren edleren Recht, als es die kalten Worte eiserner Gesetzbücher verkündigen, die glühenden Thränen um eine gestohlene Unschuldswelt, das sind die Pulsadern dieser gewaltigen Dichtung. Nicht etwa der württembergische Raubgesell Friedrich Schwan, von dem damals häufig die Rede war, hat Karl Moor zum Räuber gemacht, sondern Plutarch, Rousseau und die Kerkerpforten der Akademie." Dieser Sturm, lange vorbereitet, jetzt mächtig rasend bis zur Unbändigkeit, riß Alles mit sich fort, was Form und Regel hieß, auch in der Welt seines religiösen Lebens. Nicht nur Dogmatik und Kirche schwinden ihm, so lange er auch in ihrem positiven Gehalt die odäquate Form der Gottesanbetung gesehen hatte, es schwindet ihm auch das Christenthum. Aus „Christen Menschen werden" ward die eigene Losung, ein Wiederhall der Worte Rousseau's: „kommet in die Wälder und werdet Menschen", welche auch dem Karl Moor sein Nachtquartier

anwiesen. Nur eines hielt Stand in diesem allgemeinen Schiffbruch: die Religion, seines Herzens nie geschwächte treibende Kraft. —

O in dieses Meeres wildem Wetter
Wo Verzweiflung Steu'r und Ruder ist.
Bitte nur, Geschlagenster der Väter,
Daß Dir Alles, Alles, nur nicht Gott entwischt.

Solche Worte, gerichtet an den um seinen Sohn trauernden Stuttgarter Weckerlin, sind der beste Spiegel der eigenen Stimmung Schillers in dieser Zeit. Und diese Stimmung hat er hindurchgerettet durch die Aengste der Flucht wie durch die Stille des Asyls in Bauerbach, hindurchgerettet durch gutes und böses Geschick seiner „Räuber" und durch die Phantasiegebilde neuer poetischer Schöpfungen — bis wir ihn in Gohlis bei Leipzig wiederfinden, entzückte Anträge der Freundschaft nach Dresden sendend, einer Freundschaft, die mit Bewußtsein unter dem Schutze eines höheren Freundes geschlossen ward. Heilig nennt er zu Körner (in einem Briefe vom 3. Juli 1785) ihren vor kurzem mit dem Entzücken späterer Romantik gestifteten Geistesbund, weil er herstamme von einer „Begegnung auf dem Wege zur Gottheit." Daß er in die Arme solches Freundes geführt sei, ist ihm ein Werk der „gütigen Vorsehung", die seine „*leisesten* Wünsche" hörte. Und an dem Morgen des Tages,

welcher den Freund am Trau-Altare „grenzenlos glücklich“ macht, „betet er freudiger zu der Allmacht“. „Euer Glück“, ruft er den Vermählten brieflich zu, „ruht in Euren Herzen, es kann also nimmermehr aufhören. Aber wenn Ihr nichts mehr zu wünschen findet, wenn das Wonnegefühl, Euch zu besitzen, Eure ganze Seele füllt, so schenkt wenigstens einen Seitenblick noch der Freundschaft; vergeßt nicht, daß sie für Euch betet.“

Mit solcher Gesinnung unterschied sich der Dichter der Räuber recht wesentlich von der Mehrheit seiner gebildeten Zeitgenossen.

Und diese Thatsache eines unerschütterten Gottesglaubens, auch durch die Zeiten der ernstesten Lebenskrisen hindurch, wird besonders bedeutsam, wenn wir dieselbe in Vergleich stellen zu der vielfach recht andersartigen Gesinnung unter Schillers gebildeten Zeitgenossen.

Ganz besonders waren die Einflüsse eines Diderot, Lamettrie und Holbach nicht günstig gewesen für den Glauben an Gott. Zwar als Diderot im Jahre 1745 in französischer Sprache des Engländers Shaftesbury Buch über „Tugend und Verdienst“ frei wiedergab, da hatte ihn sein Original durch die verhältnißmäßige Strenge seines „sittlichen Sinnes“ von den freudelosen Ausschweifungen des

Atheismus und Materialismus ferngehalten. Aber gerade diese brachte er so zu sagen in ein System, als er kaum zwei Jahre darauf den „Spaziergang eines Zweiflers“ beschrieb, und was er an ehrenwerther Haltung in seinen Mitarbeiten für die Encyclopädie wieder hervorkehrte, das wurde in der von ihm selbstständig herausgegebenen „Erklärung der Natur“, im „Gespräch mit d'Alembert“ und im „Traume d'Alembert's“ schon wieder vergeblich gesucht. Der Stoffwechsel war durch ihn und seine Freunde für viele die Lösung aller Welt- und Menschheitsprobleme geworden. Das große musikalische Instrument, sagte er, das wir Welt nennen, spielt sich selbst nach innewohnenden Rythmen, und Freiheit ward ihm ein leerer Schall wie Unsterblichkeit. Diese Lehren hatten gezogen; Lamettrie ward nach Voltaire's Wort Friedrich's des Großen „Hofatheist“; aus Holland verjagt, fand er in Potsdam das schönste Asyl und ließ sich von den Gärten Sanssoucis zu nichts anderem anregen, als sein ehemaliges Buch: „Der Mensch als Maschine“ durch ein neues zu ergänzen: „Der Mensch als Pflanze“. Als er starb, verfaßte Preußens großer König ein Lob Lamettrie's; in der Akademie der Wissenschaften ward es feierlich vorgelesen, und als einige Jahre darauf des Baron Holbach „System der Natur“ er-

schien, da fand der geistfeindliche Inhalt des Buches auch in Deutschland überall da einen fruchtbaren Boden, wo Wolff's geistlose Abplattung der Leibnitzischen Philosophie den gefährlichsten Zustand in den Geistern hervorgebracht hatte: die Langeweile.

Aber zugleich ging eine andere Richtung durch die deutschen Geister, welche natürlichem wie unnatürlichem Zwang auf geistigem und politischem Gebiete stürmisch den Krieg erklärte im Namen der Freiheit, welche, wie unbestimmt auch noch ihre Idee war, in jenen importirten Systemen des Materialismus überhaupt keine Stelle hatte.

In dieser anderen Richtung hatte Schiller, obgleich Einzelnem von Diderot oft freundlich gesinnt, mit vollster Entschiedenheit und ganzer Seele seinen Weg eingeschlagen. Das Leben von tausend Menschen, so klagt der 25jährige in einem Briefe an Körner (I. S. 24), ist meistens nur Pflanzenleben, Circulation der Säfte, Einsaugung durch die Wurzeln, Destillation durch die Röhren und Ausdünstung durch die Blätter ... Ich weine über diese ... Regelmäßigkeit des größten Theils in der denkenden Schöpfung und den preise ich selig, dem es gegeben ward ... das Uhrwerk seiner Natur empfinden zu lassen, daß ein freier Geist seine Räder treibt. — Und gleich darauf: „Sehen

Sie, bester Freund, unsere Seele ist für etwas höheres da, als bloß den uniformen Takt der Maschine zu halten. Tausend Menschen gehen wie Taschenuhren, die die Materie aufzieht, oder, wenn Sie wollen, ihre Empfindungen tröpfeln hydrostatisch wie das Blut durch seine Venen und Arterien, der Körper usurpirt sich eine traurige Diktatur über die Seele; aber sie kann ihre Rechte reklamiren, und das sind dann die Momente des Genius und der Begeisterung."

Aber wie so der scharfe und bewußte Gegensatz gegen den Materialismus das eine Merkmal von Schillers Gottesglauben in dieser Lebensperiode war, so war das andere: der Gegensatz gegen die düstere Welt des neuen Mysticismus mit ihrem Hintergrunde von göttlicher Strafgerechtigkeit und menschlicher Bußzerknirschung. Und in der That, schrankenlos liebevoll — und nicht anders — mußte ihm der Gott erscheinen, welcher nach so heftigen Stürmen inneren und äußeren Lebens dem Erschöpften freundlich lächelnd in der Gestalt des Gottes seiner Väter wiedererschien. Schrankenlos milde und groß, denn strenge und kleinlich war der Gott seiner Dränger gewesen. So ward denn ein „eudämonistischer" Gott aus Schillers Leben heraus Schillers Gott, ein Gott der Glückseligkeit.

Dem Gott der kalten Gesetzlichkeit, der „gleichwägenden" Gerechtigkeit hat er sein Herz für immer verschlossen:

Besticht man dich mit blutendem Entsagen?
Durch eine Hölle nur
Kannst du zu deinem Himmel eine Brücke schlagen?
Nur auf der Folter merkt dich die Natur?

O! diesem Gott laßt unsre Tempel uns verschließen,
Kein Loblied fei're ihn,
Und keine Freudenthräne soll ihm weiter fließen,
Er hat auf immer seinen Lohn dahin.

Dem Gott der vergebenden Liebe, des freundlichen und wohlwollenden Erbarmens, ihm ruft er zur Anbetung die Millionen der Sterblichen auf; in seinem Namen, auf ihn das glückselige Auge gerichtet, feiert er den Gottesdienst der Menschenverbrüderung:

Seid umschlungen, Millionen,
Diesen Kuß der ganzen Welt;
Brüder, über'm Sternenzelt
Muß ein lieber Vater wohnen.

Was den großen Ring bewohnet,
Huldige der Sympathie;
Zu den Sternen lenket sie,
Wo der Unbekannte wohnet!

Resignation.

Welch düsterer Klang mitten in den Harmonieen eines so schön gestifteten und so poetisch verklärten Freundschaftsbundes. Das Nebeneinander des „Liedes an die Freude" (1785) und der „Resignation" (1786) hat etwas geradezu Paradoxes. Und es ist nichts weniger als etwa „ungezwungen", wenn man*) die „Resignation" und die „Freigeisterei der Leidenschaft" mit dem Lied an die Freude zu einer Gruppe zusammenfaßt, die „gleichsam den verklärten Leib einer großen inneren Veränderung" bilden soll. Die „Freude" war eben**) die Mittlerin zwischen Gott und der Schöpfung gewesen, sie zog den Unbekannten, den starren Richter vom Himmel herab, sie war des lieben Vaters, des guten Geistes bis zur kühnsten Verwegenheit gewiß; sie selber, ihre Möglichkeit, ihre Wirklichkeit war die Vertheidigung des deistischen Gottesbegriffes vor dem

*) wie Palleske, Leben Schillers, 3. Aufl. II, S. 27.

**) nach desselben Biographen treffendem Wort (ebend. S. 29).

Richterstuhl des ewig-menschlichen Glückseligkeitstriebes gewesen. Die „Resignation" will keine Vermittelung zwischen diesem Gotte über uns und der Welt in uns und um uns her. Ja, statt diesen Gott zu vertheidigen, greift sie ihn an, diesen Gott der ehemaligen Weltschöpfung und der zukünftigen Vergeltung und zerreißt das Band, welches gläubige Hoffnung und fröhlichen Genuß der Gegenwart umschlungen hatte. Nur die Wahl zwischen ihnen bleibt dem Sterblichen, eins sind sie allein in dem unsichtbaren, allwaltenden Genius der Welt:

„Mit gleicher Liebe lieb' ich meine Kinder!"
Rief unsichtbar ein Genius.
Zwei Blumen, rief er, hört es Menschenkinder,
Zwei Blumen blühen für den weisen Finder,
Sie heißen Hoffnung und Genuß.
Wer dieser Blume eine brach begehre
Die andere Schwester nicht.
Genieße wer nicht glauben kann; die Lehre
Ist ewig wie die Welt. Wer glauben kann, entbehre.
Die Weltgeschichte ist das Weltgericht.

So ist denn dies Gedicht geradezu die erste Cäsur in dem religiösen Gedankenleben unseres Dichters. Der helle Jubelton des Hymnus an die Freude ist ihm verklungen. Der gute Geist über'm Sternenzelt dort oben, dem die Millionen danken sollten, redet ihm nicht mehr. Für

Hoffnungen auf ſeinen Lohn gewiſſe Güter hinzugeben wird ihm des Spottes werth, und was er an hohen und höchſten Ideen aus dem Sturme gerettet, das überträgt er jetzt auf dieſe Welt allein. Woher ſolche Wandelung? Sie bildet eines der ſchwierigſten pſychologiſchen Probleme für Schillers Biographie und wird ſchwerlich dadurch erledigt, daß man*) auf die vielen perſönlichen Enttäuſchungen und Heimſuchungen des Dichters als die vorzügliche Quelle der „Reſignation" hinweiſt. Man bedenke doch, wie gerade jetzt ſeit längerer Zeit das Lebensloos ihm im Verhältniß zu den Geſchicken früherer Jahre auf das Lieblichſte gefallen war. Zarte Freundſchaft umgab ihn von allen Seiten mit großen und kleinen Beweiſen ihrer Sorgſamkeit. Seine Exiſtenz iſt ſorgenfrei wie ſelten; die Anerkennung ſeines Talentes durch eine kritiſche Mitwelt iſt mehr als geſichert; ein Gott ſchenkt fröhliche Muße zu weiterem

*) mit Hoffmeiſter, welcher die innere Entſtehung des Gedichtes alſo darſtellt: „Früher glaubte er des äußeren Glückes nicht zu bedürfen, es ſich machen, es erſtürmen zu können. Jetzt, nach den herbſten Erfahrungen, beklagt er die Unzulänglichkeit der menſchlichen Natur, welche Glück und Tugend, Genuß und Glaube, Reales und Ideales nicht mit einander zu verbinden vermöge, ſo daß der Menſch ſich entweder für das Eine oder das Andere entſcheiden müſſe."

Schaffen. Die Resignation muß andere Quellen gehabt haben als äußere Lebensgeschicke. Auch will es uns befremdlich erscheinen, daß derselbe Biograph, der mit Recht den Ausspruch that, Schillers Philosophie sei in seiner Jugendzeit viel eher gereift als seine Poesie, dann doch die „gereifte" Weisheit so tief von dem wechselnden Geschick des Tages beeinflussen läßt.

Wir haben keine andere Erklärung für das Entstehen der Resignation als den inneren Einfluß des besten Freundes selbst, den Einfluß Körner's auf Schiller.

Während Schiller zu den Räubern „Fiesko" und „Kabale und Liebe" hinzugefügt hatte und Don Carlos als einen Fehdebrief gegen die Inquisition aller Gattungen im Namen der Gedankenfreiheit in's Feld zu schicken gedachte, hatte Körner bei aller Freude an Schillers dichterischem Schaffen das „dintenkleckſende Säkulum" von einer anderen Seite her zu schätzen und auszunutzen gewußt: von philosophischer. Er hatte Kant gelesen. Reifer in Glauben und Wissen, aber auch reifer in seinen Negationen und reifer in der Resignation auf unmögliche Ziele der Erkenntniß — so stand Körner dem jungen Freunde gegenüber, der ihn durch sein künstlerisches Genie weit überragte, aber aus Sturm und Drang eben nur glücklich gelandet

war, ohne Steuer für fernere Ausfahrt auf dem Gebiet der Kunst — wie der Religion.

So war Körner unserem Dichter eine wahrhaft nothwendige Ergänzung und wir begreifen, daß unter dem Einfluß der logischen und methodischen Ueberlegenheit des Freundes neben den ersten ästhetisch-philosophischen Untersuchungen auch, um es prosaisch zu sagen, eine eifrige Revision seiner religiösen Ueberzeugungen zum Lieblingsgeschäft der schönen Dresdener und Loschwitzer Muße ward. Die philosophischen Briefe, mit der Resignation zusammen im Jahre 1786 veröffentlicht, haben auch dieselbe Entstehungsgeschichte.

Auch diese Geschichte war keine ruhige. Neue Wirren erregten das kaum beschwichtigte Herz. Es galt ein neues schweres Abschiednehmen. Der übernatürliche Gott über dem Sternenzelt dort oben war nur durch einen frommen Machtspruch des Dichters zum ewig sprudelnden Quell irdischen Glückes geworden. Es war eine schwere Inconsequenz gewesen, die Beseligung eines Weltalls von einem rein überweltlichen Wesen zu verlangen, welches nicht selber liebend, segnend, beglückend hineinragt in das kleinste und größeste Leben der Welt. Der Widerspruch war tief *beunruhigend*. Wald und Aue wurden theilnehmende

Zeugen eines neuen schmerzensreichen Suchens nach der fliehenden Wahrheit.

Ein großer Irrthum aber wird nicht durch kleine Mittel geheilt. Einmal erkannt, schlägt er zunächst in sein Gegentheil um, bis die Zeit männlichen Heranreifens die Vermittlung bringt. So entstand in Schiller jene einseitige Richtung auf den innerweltlichen Gott, welche die „Resignation" darstellt in Form einer Wahl zwischen den beiden Weltanschauungen, der „Geisterseher" in Form eines Protestes gegen den willkürlichen Wundergott des rechtgläubigen Supernaturalismus, die „philosophischen Briefe" in Form eines jugendlichen Systems. Jetzt sucht er seinen Gott allein in der Natur als Kraft, unter den Geistern als die einende Liebe. Ist er ihm doch nichts als eben die Seele des Universums — uns nicht nur verwandt, so daß Alles in uns und außer uns nur „Hieroglyphe" einer allumfassenden Kraft ist, die auch in uns selber ist — nein: wesenseins mit uns, wesenseins mit dem Weltall, das er belebt und hält.

Nicht ohne die Welt wäre er der Unendliche, nur mit der Welt und in der Welt ist er zu denken, nur

> Aus dem Kelch des ganzen Wesensreiches
> Schäumt ihm die Unendlichkeit.

Mit dieser Anschauung der philosophischen Briefe war nunmehr jede dichterische Freundschaft für den Gottesbegriff auf ewig dahin, welcher — abgesehen von den Resten des Pietismus und den Anfängen des neuen Mysticismus — unter theologischen und philosophischen Gottesgläubigen der Zeit herrschend geworden war: jede Freundschaft für den Gott des „Deismus", welchem selbst ein Voltaire opfern konnte, d. h. für den Gott, welcher einst die Welt geschaffen und, thronend im Jenseits, sie ihrem eigenen Verlauf überließ. Je wonniger die Umarmung des rein innerweltlichen Gottes für seine Seele war, des Gottes, in welchem er alles zusammendachte, was einst die hellenische Welt auf die einzelnen ihrer menschengleichen Götter vertheilte — desto dürftiger, trockener, klappernder erschien ihm die „entgötterte Natur" seiner deistischen Zeitgenossen. Und nicht, wie Wilhelm von Humboldt von der „Resignation" meint, in vorübergehender Aufwallung und in Verhüllung seines eigentlichen Sinnes, nein aus tiefster Seele klagt er es:

Ausgestorben trauert das Gefilde,
Keine Gottheit zeigt sich meinem Blick;
Ach von jenem lebenswarmen Bilde
Blieb der Schatten nur zurück.

Das ist der Sinn der Götter Griechenlands. Kein Gedicht Schillers ist so viel mißverstanden worden. Und nicht Graf Stolberg, der Verfasser einer besonderen Schrift über das Gedicht im Augustheft des deutschen Museums 1788, nicht er allein war es, dem Schiller mit jenem Distichon unwillig antwortete:

Christlicher Herkules! Du erstickest gerne die Riesen;
Aber die heidnische Brut steht, Herkuliskus, noch fest.

Ueber eine ganze Reihe von Mißverständnissen klagt er an seine Freunde, und besonders an Körner schreibt er in demselben Jahre die noch heut nicht genug beachteten Worte (I, S. 397): „Der Gott, den ich in den Göttern Griechenlands in Schatten stelle, ist nicht der Gott der (wahren) Philosophie, oder auch nur das wohlthätige Traumbild des großen Haufens, sondern es ist eine aus vielen gebrechlichen Vorstellungen zusammengesetzte Mißgeburt. Und die Götter der Griechen, die ich in's Licht stelle, sind nur die lieblichen Eigenschaften der griechischen Mythologie, in eine Vorstellungsart zusammengefaßt." Aus diesen Worten allein muß es jedem klar werden,

was wir von denen zu urtheilen haben, welche in dem Klageruf:

Einen zu bereichern unter allen
Mußte jene Götterwelt vergehn!

den Ausdruck einer, wenn auch nur vorübergehenden, Abneigung gegen den Monotheismus überhaupt zu Gunsten der Poesie helleniſcher Götterwelt ſehen wollen.

Ein Jahr darauf — und die Musen nahmen zeitweis Abschied von unserem Dichter — doch nicht ohne ihre Söhne zum Ersatz zu senden: Jenaische Studenten. Der Dichter ward Professor (1789) und College des Philosophen Reinhold; und dies genügt als Zwischenstadium zur psychologischen Erklärung davon: daß in einigen Jahren, vermittelt durch logisch-ästhetische Studien, allmählich auch die philosophische Gotteslehre des Julius der eines anderen gewichen ist, welcher schwerlich oft in seinem Leben sich ein Gedicht zu schulden kommen ließ: der Gotteslehre Kants. Ihm ist der reifere Schiller von nun an zeitlebens im Wesentlichen gefolgt, wenn auch seine erste Berührung mit Kant in „Anmuth und Würde" eine polemische war. Zwar den leeren Enthusiasmus der Kantianer im prägnanten Sinn für den Schematismus des neuen Systems verlachte er (Br. m. Goethe I, 133):

Sollte Kantische Worte der hohle Schädel nicht fassen?
Hast du in hohler Nuß nicht auch Devisen gesehn?

Aber so überhoch steht ihm in diesem letzten Stadium seines religiösen Denkens die Bedeutung der Kantischen Kritik, daß er für Kant's Ausleger insgesammt nicht viel mehr als Spott übrig hat:

Wie doch ein einziger Reicher so viele Bettler in Nahrung
Setzt! Wenn die Könige baun — haben die Kärrner zu thun.

Und Goethe gegenüber klagt er brieflich von Jena aus im Oktober 1794: daß Herder ihm seinen Kantischen Glauben, wie es scheine, nicht verzeihen könne. Er erwartet zwar von den Gegnern der neuen Philosophie die Duldung nicht, die man einem jeden anderen System sonst widerfahren lassen möchte; denn die Kantische Philosophie selber übe in den Hauptpunkten keine Duldung aus, trage vielmehr einen außerordentlich strengen Charakter. Aber das gerade gereicht ihr in seinen Augen zur Ehre. Das Gesetz der Veränderung werde die Form auch dieser Philosophie nicht schonen. Doch die Fundamente derselben sind ihm gesichert; so alt als das Menschengeschlecht sei und so lange es eine Vernunft gebe, habe man sie stillschweigend anerkannt und im Ganzen darnach gehandelt (Br. m. G. I, S. 25).

Was ist denn aber das Große dieser Philosophie auch *für den religiösen* Gedanken?

Die Religionslehre Kant's war nur die Kehrseite seines Moralsystems. Letzteres hatte zunächst den Nachweis dafür geliefert, daß, unabhängig von der Erfahrung, sich nur ein formales Sittengesetz aufstellen lasse. Indem er aber alles „objektive" Pflichts- und Gesetzeswesen damit zu tilgen schien, hat er nur dem Sittengesetze eine bessere Stelle gegeben. Er hat es hineinverlegt in das gelobte Land des angeborenen formalen Pflichtbewußtseins: handle so, daß deine Maxime jederzeit als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten kann. Freiheit ward Unabhängigkeit des Willens von jedem, außer dem moralischen Gesetz, sie ward „eigene Gesetzgebung" oder Autonomie der Vernunft.

Aehnlich liegt die religiöse Bedeutung Kant's. — Die Kantische Philosophie entreißt dem Glauben an Gott auch die letzten äußeren Stützen des erkenntnißmäßigen Beweises, und indem sie ihn so zu vernichten scheint, weist sie ihm statt dessen ein heiliges Land als Wohnsitz an, wo er viel sicherer wohnt und viel fruchtbarer wirkt als bisher. Das ist das heilige Land der praktischen Vernunft, in dem nicht die mannigfachen Throne wechselnder Systeme, in dem nur ein Thron aufgebaut ist: der des Gewissens. Ihm hat er den Gottesglauben nicht zu seinem Schaden zugewiesen, als er ihn dem Wissen für immer entriß.

Dieſes Entreißen galt auch unſerem Dichter — denn nicht von der Kantiſchen Religionslehre, ſondern nur von der Art, wie ſie ſich in Schillers Herzen wiederſpiegelte, haben wir kurz zu reden — dieſes Entreißen galt auch ihm als eine ſchmerzhafte, aber nothwendige und ſchließlich hochgeprieſene Operation. Schon der endlichen Dinge wirkliches Weſen iſt uns verborgen. Unſere Sinne allein bringen uns Kunde von ihnen, das Geſicht, das Gehör u. ſ. w. und oft, wie jeder weiß, täuſchen ſie uns. „Das Univerſum iſt kein reiner Abdruck eines Ideals," hatten ſchon die philoſophiſchen Briefe anticipirend zugegeben. So erkennen wir denn nur die Erſcheinungen der Dinge, nicht die Dinge an ſich. Wie viel mehr muß das Unendliche, muß der Unendliche der Erkenntniß der Sterblichen verſchloſſen ſein, er, der über Zeit und Raum Erhabene — uns, die wir nur in Form von Zeit und Raum denken können! Nein, die Beweiſe für das Daſein Gottes ſind hinfällig und über Gott und Göttliches zu ſpekuliren mit dem Anſpruch, der Wahrheit ſelber wenn auch nur allmählich nahe zu kommen, iſt ein müßiges und zugleich anmaßendes Geſchäft. Schiller gab ſich dieſer Gedankenreihe mit großer Energie hin. Einem Schatten, ſo ſagt er, haſcht der Menſch fruchtlos nach

So lang er glaubt, daß dem irdſchen Verſtand
Die Wahrheit je wird erſcheinen —
Ihren Schleier hebt keine ſterbliche Hand
Wir können nur rathen und meinen.
Du kerkerſt den Geiſt in ein tönend Wort,
Doch der freie wandelt im Sturme fort.

Die ſpekulative Gotteserkenntniß lehnt Schiller alſo mit ſcharfem Proteſte ab. „Wenn ſie mich je gehabt hat", ſchreibt er an Humboldt (S. 490) noch im Jahre ſeines Todes 1805, „ſo hat ſie mich durch ihre hohlen Formeln verſcheucht; ich habe auf dieſem Gefilde keine lebendige Quelle und keine Nahrung für mich gefunden; aber die tiefen Grundideen der Kant'ſchen Ideal-Philoſophie bleiben ein ewiger Schatz und ſchon allein um ihretwillen muß man ſich glücklich fühlen in dieſer Zeit gelebt zu haben." Ja auch hier kann er ſich nicht des Hohnes über gewiſſe poſitive Philoſophen enthalten. In der Unterwelt läßt er ſie zuſammenkommen vor Ariſtoteles, dem philoſophiſchen „Alten der Tage"; und als ſie ihre „ſetzende" Weisheit alle ausgekramt, und dabei einer dem anderen empfindlich in die Quere gekommen, werden ſie ſchließlich mit dem Facit des Exempels erfreut:

Jeder, sieht man ihn einzeln, ist leidlich klug und verständig,
Sind sie in corpore, gleich wird euch ein Dummkopf daraus.

Aber ist solcher Spott, dem unter Schillers Gedichten auch das auf „die Metaphysiker" zur Seite steht, nicht leichtfertig? Wo ist Ersatz für die grausam zerstörten Luftschlösser der Spekulation? Schreibt nicht selbst Körner seinem dichterischen Freunde noch im Jahre 1792: Der erste Anstoß bei der Kant'schen Philosophie ist immer ihre Unfruchtbarkeit? (II, S. 291.)

Ja nicht nur unfruchtbar wäre sie, sondern geradezu zerstörend, wenn die durch die Sinne vermittelte, durch Urtheile und Schlüsse operirende Erkenntniß die einzige Urthätigkeit menschlicher Seele wäre. Ist doch, durch jene Aufrichtung der Schranken reiner Vernunft, Gott für das menschliche Erkennen geradezu unnahbar geworden und die gottseligen Irrthümer aus der Theosophie des Julius ein für alle Mal wieder ausgefegt. Aber Wille und Gefühl sind zwei andere Elementarkräfte der Seele. Sie umschlingen den für das Suchen und Sehnen der reinen Vernunft unnahbaren Gott mit desto größerer Inbrunst und der Unfaßbare läßt sich erfassen, lieben und im Leben darstellen. In diesem Sinne erklingt dann ziemlich zu gleicher Zeit ein poetisches Doppelwort:

Nehmt die Gottheit auf in Euren Willen,
Und sie steigt von ihrem Weltenthron.

und dazu das andere:

Allen gehört, was du denkst; dein Eigen ist nur, was du fühlest. Soll er dein eigen sein, fühle den Gott, den du denkst.

Wille und Gefühl — beide werden also ohne Unterschied als Sitze der Frömmigkeit im Seelenleben des Menschen verherrlicht. Man sollte nun meinen, daß als im Jahre 1799 die Reden über die Religion auch im Gegensatz zum Willen das Gefühl als den eigentlichen Herd aller Frömmigkeit in uns proklamirten, der entschieden für die Poesie ausgiebigere Charakter dieser speziellen Auffassung das Herz Schillers erobert hätte. Statt dessen hat sich Schiller, wie bekannt, recht gleichgiltig, fast ablehnend gegen diese anonymen Reden verhalten.

Vergegenwärtigen wir uns nur 1), daß es eingestandenermaßen vorzugsweise die Sprache Schleiermachers war, deren theilweise Trockenheit und Sprödigkeit den Aesthetiker Schiller abstieß; 2), daß wohl in den Jahren 1786 bis 1788, in der Periode der philosophischen Briefe, die wesentlich pantheistische Anschauung der „Reden" nothwendig würde in Schiller gezündet haben, daß aber gerade diese Anschauung nach den mächtigen Eindrücken Kant's, welche

einen Fichte selbst die Verlobte, das arme Hannchen Rahn in Zürich, auf zwei Jahre vergessen ließen, für immer überwunden war.

Fragen wir nun auf Grund dieser kurzen Nachforschung, ob Schiller's Glaube an die Wirklichkeit Gottes ein lebendiger und zweifelloser gewesen, so könnte er uns selbst im Sinne des 14. Psalms mit den Worten Vanini's antworten, der auf den Scheiterhaufen steigend einen Strohhalm aufgriff und seinen Mördern sagte: Dieser Strohhalm genügt, daß ich an Gottes Dasein glaube.

Fragen wir ferner: ob Schiller in der Reife seines gedankeneifrigen Lebens diesen Gott als über- oder innerweltlich gedacht hat, so würde er antworten: Beides; denn er ist alles. Zwar schreibt er im September 1792 an Goethe, indem er ein Goethesches Urtheil über Schlosser bespricht: man sei doch wohl berechtigt, bei allen Streitigkeiten, wo der Supranaturalismus von denkenden Köpfen . . . vertheidigt wird, in die Ehrlichkeit derselben ein Mißtrauen zu setzen. Aber unter dem Supranaturalismus, den er, von den Stürmen moderner Alleinheitslehre unberührt, hier angreift, versteht er nicht die Lehre von einem auch überweltlichen Gott (welchem ja auch er wie der ganze sogenannte Rationalismus der Zeit von Herzen zugethan war), sondern

die Lehre von dem willkürlichen Gott, der seine eigenen Weltgesetze wunderbar aufheben, ihre Wirksamkeit nach Belieben unterbrechen könne für besondere Zwecke, die ihm sonst unerreichbar wären.

Und fragen wir endlich, wie er das Wesen dieses Gottes an sich beschrieben habe, so lautet die Antwort: dadurch daß er es nicht beschrieb und nur eines von dem Unsagbaren aussagte, daß er unsäglich liebenswerth sei und für uns erscheine als der Ordner einer sittlichen Welt, als heiliger Wille.

Ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt,
Wie auch der menschliche wanke;
Hoch über der Zeit und dem Raume webt
Lebendig der höchste Gedanke.
Und ob alles in ewigem Wechsel kreist:
Es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist.

Naturbetrachtung.

Durch solchen Gottesbegriff ist nun aber Schiller's Auffassung von Natur und Welt von selber gegeben. Ihre absolute Abhängigkeit von Gott, als ihrer hervorbringenden Ursache, versteht sich von selbst. Und nicht nur Spuren ließ der Schöpfer in seiner Schöpfung zurück. Da sie ewig von ihm gehalten und durchdrungen wird, ist sie in jedem Augenblick für den klaren Sinn das klare Bild ihres Urbildes selber:

„Ist das Auge gesund, so begegnet es außen dem Schöpfer."

Naturwissenschaftlicher Theorie ist Schiller zeitlebens fern gestanden. Er hat Abneigung dagegen und klagt die Naturwissenschaft gegen einen eifrigeren Jünger derselben, gegen Goethe an (II, 10): sie habe die Natur mit ihren Theorieen gleichsam „verengt" — eine schlechte Ausgleichung dafür, daß allerdings umgekehrt sie anderweit auch wieder die Denkkräfte durch die Natur als ihr Objekt zu sehr habe einschränken wollen. Für eine vordringliche

Anmaßung oder einseitige Bevorzugung der Naturwissenschaften gegenüber den Geisteswissenschaften hatte er, wo auch immer nur Spuren davon sichtbar wurden, nichts als ernste Ablehnung. „Neugefundene Räder in dem unbegreiflichen Uhrwerk der menschlichen Seele, einzelne geistige Phänomene, die sich in irgend eine merkwürdige Verbesserung oder Verschlimmerung auflösen, sind mir, ich gestehe es, wichtiger, als . . . ein neu entdeckter Nachbar des Saturnus, dem der glückliche Finder seinen Namen gleich in alle Ewigkeit aufladet." So schon in der Anzeige der Rheinischen „Thalia" 1784. Und an einem anderen Orte: „Man hat das Erdreich des Vesuv untersucht, sich die Entstehung seines Brandes zu erklären; warum schenkt man einer moralischen Erscheinung weniger Aufmerksamkeit als einer physischen?" — So hat denn Schiller wesentlich als Dichter seine Stellung zur Natur genommen und als solcher dreierlei mit Vorliebe betont: die sinnliche Schönheit der Welt, ihre zweckmäßige oder organische Einrichtung, ihre glückliche Harmonie.

Ihre sinnliche Schönheit, ihrem Schöpfer eine Verherrlichung. Zwar nicht immer erglänzt sie vom Lichte der Sonne — die Finsterniß hat ihren Theil an ihr; aber der bunte Reichthum der Formen ist voller Ex-

Und der ſtets neue ſchöpferiſche Wechſel derſelben erquickt den von der Veränderung lebenden Sterblichen. Licht und Farbe — ſoll er dazwiſchen wählen, ſo redet er die Schweſtern, die zweite anblickend, alſo an:

Wohne, du ewiglich Eines, dort bei dem ewiglich Einen!
Farbe, du wechſelnde, komm freundlich zum Menſchen herab.

Ihre zweckmäßige Einrichtung — der kleinſte Wurm im Staube verkündet ſie — aber auch das Ganze durchdringt der ordnende Gedanke, alſo daß es gewiß dem menſchlichen Geiſte ſich fügt, wo nur derſelbe von einem Funken des ewigen Genius berührt wird. So tönt es denn dem ausfahrenden Columbus als Beſtätigung ſeiner Siegesgewißheit nach:

Mit dem Genius ſteht die Natur in ewigem Bunde;
Was der eine verſpricht, leiſtet die andre gewiß.

Ihre freudige Harmonie. Es iſt rührend, und nur eben aus frommſter Ehrfurcht vor der Vollkommenheit des Schöpfers erklärlich, daß der Schiller, welcher die offenbaren Störungen dieſer Harmonie in Form von traurigen, oft grauſamen Lebensgeſchicken lange Zeit hindurch perſönlich empfinden mußte, ſo ſchnell alle Mißtöne überhört und Störungen überſieht, ſobald er den Weltverlauf als *Ganzes* im Angeſichte ſeiner ewigen Ordnung betrachtet.

Eine Theodicee zu liefern, eine Rechtfertigung des vollkommenen Gottes wegen des Daſeins von Uebel und Unvollkommenheiten in ſeiner Schöpfung, ſcheint ihm, nach einem Briefe an Körner, eine Aufgabe, der er ſich ſehr wohl gewachſen fühlt, und durch ſein ganzes Leben hindurch hat er aus dem Leben und Weben der äußeren Welt nichts weſentlich anderes herausgeleſen als dies:

Freude trinken alle Weſen
An den Brüſten der Natur!

Der Mensch und seine Erziehung.

Mitten in dieser glückseligen Natur steht der Mensch, die kunstreiche Gestaltung alles Endlichen durch den unendlichen Geist wahrlich nicht Lügen strafend, ja allein befähigt und berufen, sie schöpferisch nachzuahmen. Eines unterscheidet ihn von der ganzen umgebenden Natur: sie folgt dem sanften Scepter der Nothwendigkeit — der Mensch ist frei, und wär' er in Ketten geboren. Auf dem Grunde der Freiheit gestaltet sich in ihm zu schöpferischer Individualität, was außer ihm bunte Mannichfaltigkeit hieß. Und so sehr auch das Individuum darauf angewiesen ist, als dienendes Glied eines Ganzen die aufstrebende eigene Kraft durch Gemeinschaft zü stählen —

Ehret ihr immer das Ganze: ich kann nur Einzelne achten;
Immer im Einzelnen nur hab' ich das Ganze erblickt.

Schleiermacher's „Reden" konnten Schiller nicht mehr entzücken, seine Monologen aber konnte er sehr wohl selber ver-

faßt haben — so innig ist er mit jener Weltanschauung verwachsen, welche bei aller Herrlichkeit der Natur den Schöpfer doch nicht besser preisen zu können meint, als durch das Lob der freien Individualität, welche sich bilden läßt und nothwendig gebildet werden muß, aber nur, um fähig zu werden, selber zu bilden und die ewigen Ideen der Welt in endlicher Form nachzuschaffen.

Gebildet muß sie werden — aber auf welchem Wege?

Die Entwickelung der freien menschlichen Individualität weniger harmonisch zu denken, als die Entfaltung der unfreien Natur ist einem Schiller unmöglich. Und so geschieht es, daß wie er die schmerzensreiche Welt der Uebel übersah, sobald er den Blick auf das Universum richtete, er so auch die Welt des Bösen in ihrer Bedeutung weit unterschätzte, wenn ihm der helle Glanz der göttlichen Bestimmung des Menschen das fromme Auge blendete. Kant's Lehre von einem radikalen Bösen in der menschlichen Natur ist ihm, wie er an Goethe schreibt, zu mönchisch. „Daß dieser heitere und jovialische Geist, sagt er, seine Flügel nicht ganz von dem Lebensschmutz hat losmachen, ja selbst gewisse düstere Eindrücke der Jugend nicht hat verwinden können, ist zu verwundern und zu beklagen. Es ist immer noch etwas an ihm, was einen, wie bei Luther, an einen

Mönch erinnert, der sich zwar sein Kloster geöffnet hat, aber die Spuren desselben nicht ganz vertilgen konnte."

Und diese Stelle ist jüngeren Datums (1798) als eine Aeußerung an Körner aus dem Jahre 1793, welche die damals noch ganz unbeschränkte Herrschaft des Königsberger Einsiedlers über ihn andeutet: „Einer der ersten Grundsätze (in Kant's philosophischer Religionslehre) ist empörend für mein und wahrscheinlich auch Dein Gefühl. Er behauptet nämlich eine Propension des menschlichen Herzens zum Bösen, die er das radikale Böse nennt, und die mit den Reizungen der Sinnlichkeit ganz und gar nicht verwechselt werden darf. Er setzt es über die Sinnlichkeit hinaus in die Person des Menschen, als den Sitz der Freiheit. Doch Du wirst selbst lesen. Gegen seine Beweise läßt sich nichts einwenden, so gern man auch wollte."

Doch diese Beweise wurden, wie gesagt, umgestoßen durch eine souveräne Abneigung der Schiller'schen Natur gegen die Herbigkeit solcher Wahrheiten. Uebrigens sah er es wohl ein, und sprach es zu Goethe aus (II, 229), daß diese dunkeln Stellen in der menschlichen Natur für den Dichter, und den tragischen insbesondere, nicht leer seien *und in* der Darstellung der Leidenschaften kein geringes

Moment ausmachen. Aber er entschloß sich eben, diese Stellen weniger dunkel anzusehen. Die hohe Idee der menschlichen Natur hat ihn zeitlebens so beherrscht, daß er sie in der Wirklichkeit ihrer Erscheinung niemals genügend scharf erkannte.

Und schon aus diesem Grunde war es nicht möglich, daß er diejenige Religion jemals so recht von Herzen willkommen hieß, deren eigentlicher Beruf es ist: der Sünde Vergebung zu verkündigen.

Schiller glaubte nicht und wünschte kaum, ein Christ zu sein. Ein Grund liegt in dem soeben Besprochenen vor. Die anderen aber lagen insgesammt in der eigenthümlich traurigen Gestalt des Christenthums, dessen Zeitgenosse er war.

Dies Christenthum war auf der einen Seite ein seines spezifischen Religionsgehaltes mehr oder minder entleertes. Der Rationalismus hatte an dem geschichtlichen Christus, wie er in den Evangelien dargestellt und verherrlicht war, manches Unglaubliche vorgefunden und zuerst mit Offenheit angegriffen. Und je radikaler die Angriffe wurden, desto mehr sahen sich gerade conservative christliche Naturen, wenn sie die Zeit klar durchschauten und sie für die Religion überhaupt retten wollten, veranlaßt

die auch von Kant eingeschlagene Richtung auf den idealischen Christus, das hieß im Sinne jener Zeit: auf den moralisch-humanen Ideengehalt des Christenthums, mit Einseitigkeit zu verfolgen. In dieser Richtung dachte und lehrte auch Herder, der edelste, geistreichste und immer noch „positivste" jener idealistischen Leveller des Christenthums. Daraus erklärt sich denn auch jener Bericht Schiller's an Körner über eine Herder'sche Predigt aus dem Jahre 1787. Er fand dieselbe äußerst plan, volksmäßig und natürlich. Ihr Text: das, wie er sich ausdrückt, equivoque Evangelium vom ungerechten Haushalter. Ihr Inhalt: ein Satz aus der praktischen Philosophie, angewandt auf gewisse Details des bürgerlichen Lebens — Lehren, die man ebensogut in einer Moschee, als in einer christlichen Kirche erwarten könne. „Herders Predigt hat mir besser als jede andere, die ich in meinem Leben zu hören bekommen habe, gefallen — aber ich muß Dir aufrichtig gestehen, daß mir überhaupt keine Predigt gefällt." Die Gründe Schiller's beziehen sich vorzugsweis auf die Unmöglichkeit, den verschiedenen Bildungsstufen der in einer Kirche versammelten Zuhörer in einem Vortrage gerecht zu werden.

Das Christenthum der Zeit war auf der andern Seite *ein extravaganter* Zinzendorfischer Mysticismus, trotz aller

Preisgebung der speziellen Dogmatik seinem Wesen nach christlich-beschränkt, wenig geschickt die Eine Religion auch in anderen Formen wiederzuerkennen und froh zu begrüßen.

Ein für allemal — willst du ein ewiges Leben mir schaffen,
Mach im zeitlichen doch mir nicht die Weile so lang,

so redet Schiller, als einen für viele, den schon genannten Friedrich Leopold Stolberg, einen Hauptvertreter dieser Richtung, an — und schon als derselbe Mann im Jahre 1796 eine Uebersetzung auserlesener Gespräche des Platon veröffentlichte, da hatte Schiller an Goethe einige Worte darüber geschrieben, welche wir nur recht verstehen, wenn wir sie als Ausdruck seines Unwillens über jene ganze Gattung der Religiosität ansehen. „Die Vorrede ist wieder etwas Horribles. So eine vornehme Seichtigkeit, eine anmaßungsvolle Impotenz und die gesuchte, offenbar nur gesuchte Frömmelei — auch in einer Vorrede zum Plato Jesum Christum zu loben!“

Das Christenthum der Zeit hatte endlich nur eben in diesen beiden Fraktionen gebrochen mit dem Geist der bekenntnißmäßigen Unduldsamkeit, für welchen ein Schiller allerdings nichts als Verachtung übrig hatte. Zwar Herder's „Gott“ war kein Compendium kirchlicher Dogmatik Und auch von der Brüdergemeinde sagte Bengel: '

habe „den ganzen Stock der heilsamen Lehre abgeblattet, das Innerste entblößet und eben dieses noch dazu halbiret.“ Aber wie schon der Pietismus am Anfange des Jahrhunderts ohne fundamentale Werthlegung auf die Dogmatik dennoch die Heiligthümer seines Glaubens, von Einzelheiten abgesehen, meist nur in die Form der alten kirchlichen Lehre fassen konnte, so wußte auch der militairische Schematismus kirchlicher Verwaltung am Ende des Jahrhunderts den Wogen des Rationalismus keinen anderen Damm entgegenzusetzen, als das Verlangen rechtgläubiger Lehre auf jeden Preis. Das Wöllner'sche Edikt und die Götter Griechenlands stammen aus einem Jahre. Das vertrug sich auffallend schlecht. Es liegt nun einmal im Charakter der Deutschen, schreibt Schiller denn an Körner, daß ihnen alles gleich fest wird, und mit der unendlichen Kunst haben sie es wie bei der Reformation mit der Theologie gemacht, daß sie dieselbe gleich in ein Symbolum hineinbannen mußten.

Bei solcher Beschaffenheit des Christenthums ist es nicht zu verwundern, wenn zu der Abneigung Schiller's gegen dasselbe auch die Confusion wesentlich beitrug, welche über das Wesen des Christenthums in den besten Köpfen der Zeit herrschend war. Ein Wieland versteht von Lavater rade so viel, daß er sich für verpflichtet glaubt, ihm, bei

einem Beſuche deſſelben in Weimar, zum Symbol der Geiſtesgemeinſchaft demüthig und ergeben die Hand zu küſſen — Wieland Lavatern! Doch hindert das wieder auch nicht, daß er einige Zeit darauf, nach Schiller's Bericht, mit bitterer Verachtung von ihm ſpricht. Und von einem der geiſtreichſten Männer Weimar's (Bode) berichtet Schiller die Aeußerung: Die Jeſuiten und die Herrnhuter ſeien von Anfang an im Bunde geweſen. Sei es doch zu auffallend, aber völlig wahr: in herrnhutiſchen Bezirken arbeite kein Jeſuit und umgekehrt, wo Jeſuiten Miſſionen hätten, treffe man keine herrnhutiſchen Miſſionare! — Bei ſolchem allgemeinen Stand der Kenntniß vom Chriſtenthum wird es denn nun mehr als verzeihlich erſcheinen, wenn auch Schiller's Begriffe vom Chriſtenthum nicht gerade die richtigſten ſind. Zwar dagegen werden wir nichts einzuwenden haben, wenn er an Goethe ſchreibt: ich finde in der chriſtlichen Religion virtualiter die Anlage zu dem Höchſten und Edelſten, und die verſchiedenen Erſcheinungen derſelben im Leben ſcheinen mir blos deswegen ſo widrig und abgeſchmackt, weil ſie verfehlte Darſtellungen dieſes Höchſten ſind. Auch damit werden wir vollkommen einverſtanden ſein, daß er den eigentlichen Charakterzug des Chriſtenthums, der es von allen monotheiſtiſchen Religionen unterſcheidet, *in nichts* anderem findet, als in der Aufhebung

des Geſetzes. Aber es iſt eine fein-eigennützige Verzeichnung, wenn er ſie weiter die „einzige äſthetiſche Religion“ nennt — und eine Verzeichnung, wenn er ihre Lehre vom Geſetz in einen conträren Gegenſatz zu dem kategoriſchen Imperativ der Kantiſchen Sittenlehre ſtellt. Iſt doch auch im Chriſtenthum das Geſetz nur in ſofern aufgehoben, als es von den Tafeln aus Stein in das Gewiſſen verlegt, ſtatt Gehorſam freie Vollendung verlangt.

Bei alledem glauben wir dem Geiſte Schiller's kein Leid anzuthun, wenn wir ſagen: Schiller iſt dem Chriſtenthum allmählich wieder näher gekommen, als er es wiſſen wollte. Ueber den chriſtlichen Kern ſeiner beſten Dramen hat Hoffmeiſter im fünften Bande ſeiner Biographie Muſtergiltiges beigebracht. Aber Schiller's ganzes Denken iſt von dem ächt chriſtlichen Vorſehungsglauben durchdrungen, welcher den endlich-urſächlichen Zuſammenhang der Dinge fort und fort auf eine unſichtbare unendliche Cauſalität zurückführt und ſo das „Ewigſein in jedem Augenblick“ zu ſeinem Lebensgeſetz hat. An die Stelle jenes ſchwankenden Vorſehungsglaubens des Verſtandes, der ſo oft den Feſteſten im Stich läßt, tritt ihm der des Gefühls, welcher „die Gottheit ahnt und anbetet, ebenſo ſehr da, wo er ſie *ſcheinbar* begreift, als wo ſie ihm unbegreiflich iſt.“ *Auch halten wir* hoch genug von der Univerſalität

des Christenthums, um mit Bunsen's kühnem Wort zu sagen: Alle wahre Religion ist Christenthum. Und wir fügen hinzu: Denn das Christenthum ist nichts als die Religion des stetigen Gottesbewußtseins; es ist Streben nach Gottessohnschaft, nach seliger Einheit von Gott und Mensch. Die Erziehung dazu soll nach dem Sinne des Stifters der christlichen Religion eine ethisch-religiöse sein, und dies unmittelbar, wegen der leidigen Unmittelbarkeit des Bösen — nach Schiller mittelbar durch die Kunst, damit die Erziehung, über deren Ziele er mit dem Christenthum volleins ist, lockender für die Zöglinge sei. Dies spricht er in den Briefen über die ästhetische Erziehung der Menschen aus, klarer und faßlicher schon in den Künstlern, deren Thema er in einem Briefe an Körner also zusammenfaßt: Die Verhüllung der Wahrheit und Sittlichkeit in die Schönheit.

Hoch und heilig erscheint ihm so vor allen andern der Beruf, dem er sein Leben weihte. Insbesondere aber betont er den moralischen Nutzen der dramatischen Kunst. Die Schaubühne eine moralische Anstalt — das war das Thema, mit welchem Schiller in einer öffentlichen Sitzung vor die kurfürstliche deutsche Gesellschaft zu Mannheim schon im Jahre 1784 trat. Er vergißt nicht die leichtere Zweckbestimmung der Bühne — dem von den Geschäften des

Tages ermüdeten Menschen Erholung mit Unterricht, Ruhe mit Anspannung, Kurzweil mit Bildung zu bieten. Aber ihre Aufgabe ist weit größer. Derjenige, sagt er, welcher zuerst die Bemerkung machte, daß eines Staates festeste Säule Religion sei, hat vielleicht ohne es zu wissen und zu wollen, die Schaubühne von ihrer edelsten Seite vertheidigt. Religion ist dem größeren Theile der Menschen nichts mehr, wenn wir ihre Bilder, ihre Gemälde von Himmel und Hölle vernichten — und doch sind es nur Schreckbilder und Lockungen aus der Ferne. Welche Verstärkung für Religion Gesetze, wenn sie mit der Schaubühne in Bund treten, wo Anschauung und lebendige Gegenwart ist, wo Laster und Tugend, Glückseligkeit und Elend, Thorheit und Weisheit in tausend Gemälden faßlich und wahr an dem Menschen vorübergehen, wo die Vorsehung ihre Räthsel auflöst, ihren Knoten vor seinen Augen entwickelt, wo das menschliche Herz auf den Foltern der Leidenschaft seine leisesten Regungen beichtet, alle Larven fallen und die Wahrheit unbestechlich wie Rhadamanthus Gericht hält.

So erscheint ihm Drama, Tragödie, Komödie in gleicher Weise berufen, an des Volks bester Charakter- und Sitten*bildung geschäftig* mitzuwirken.

Unsterblichkeit.

Und das Ziel solcher schönen Menschenerziehung? Es liegt *jenseits* der sichtbaren Welt.

So glaubte nicht nur die Kindheit Schillers, so glaubte auch in den wildesten Zeiten der Gährung sein werdender Mannessinn. Im Januar 1780 stirbt Hoven's jüngerer Bruder. Ihm gilt die „Leichenphantasie" mit ihrem düsteren Schluß:

Starr und ewig schließt des Grabesriegel,
Dumpfer — dumpfer schollert's über'm Sarg zum Hügel,
Nimmer giebt das Grab zurück.

Aber daß es eine Thorheit ist, in diesen Worten mehr zu sehen als eine Läugnung der „Auferstehung des *Fleisches*", daß von Läugnung einer Fortdauer der Seele in diesem erschütternden Gedicht nicht die Rede sein kann, beweist allein schon die Stelle des Trostbriefes, welchen Schiller dem gebeugten Vater übersandte: „Ihr Sohn ging zu dem zurück, von dem er gekommen ist. So kam er früher und rein behalten dahin, wohin wir später, aber auch schwerer

beladen mit Vergehungen, gelangen. Er verlor nichts und gewann alles. Bester Vater meines geliebten Freundes, das sind nicht auswendig gelernte Gemeinsprüche, die ich Ihnen hier vorlege, es ist eigenes wahres Gefühl meines Herzens, das ich aus trauriger Erfahrung schöpfen mußte." Und in derselben Gesinnung erklingt dann der Nachruf am Grabe des jungen Weckerlin (1781):

Fahr denn wohl, du Trauter unserer Seele,
Eingewiegt von unsern Segnungen!
Schlummre ruhig in der Grabeshöhle
Schlummre ruhig bis auf Wiedersehen!
. . . .
Nicht in Welten wie die Weisen träumen,
Auch nicht in des Pöbels Paradies
Nicht in Himmeln, wie die Dichter reimen,
Aber wir ereilen dich gewiß.

So „eisern gewiß", wie die „Ode an den Abend" oder der Ruf des Dichters an den Eroberer: „ja du wirst unsterblich sein" klingt es in diesem Liede nicht mehr. Aber zerstört ist der Glaube an ein Jenseits auch nicht von ferne, welcher bis zum Lebensschlusse Schiller's Geist erhob und kräftigte.

Zwar der Aufruf des Hymnus:

Duldet muthig, Millionen,
Duldet für die bessre Welt —

er war zeitweis übertönt worden durch den Schmerzensschrei jener wahrlich nicht stillen Resignation, mit welcher Schiller sich von dem Gott seiner Kindheit lossagte.

So fordert er denn auch in seiner Akademischen Antrittsrede zu Jena im Jahre 1789 auf: „an der unvergänglichen Kette, die durch Menschengeschlechter sich windet, unser fliehendes Dasein zu befestigen und jene wahre Unsterblichkeit, wo die That lebt und weiter eilt, zu erstreben." Und ein Nachklang dieser Stimmung ist es, wenn auch noch einige Jahre später 1791 es in den „Horen" heißt:

Vor dem Tode erschrickst du? Du wünschest unsterblich zu leben?
Leb im Ganzen! Wenn du lange dahinbist, es bleibt.

Auch noch recht resignirt klingt es, was er ein Jahr darauf der treuen Pflegerin Caroline von Wolzogen antwortete, als sie ihm die Stellen aus Kant's Kritik der Urtheiskraft vorlas, welche auf Unsterblichkeit deuten: „Dem allwaltenden Geist der Natur müssen wir uns ergeben und wirken, so lange wir's vermögen."

Aber es war geradezu unmöglich, daß der Glaube an die persönliche Fortdauer ausblieb bei einem Manne, der in steigendem Maße so sehr, wie wir es an Schiller kennen lernten, auf den Werth der Individuen als der Brennpunkte für die wirkende Idee der Menschheit den Ton

legen lernte. Und es ist sehr verfehlt, an der unzweideutigen Thatsache herumzuraisonniren, daß das letzte Resultat von Schillers religiösem Denken der feste unerschütterliche Glaube war: Der Tod ist nicht das Ende des Menschen. Die Wolzogen bezeugt es aus seinen letzten Aeußerungen, wie er von dem Christenthum rühmt: „es habe die Geistigkeit des Daseins erhöht und der Menschheit ein neues Gepräge aufgedrückt, indem es der Seele eine höhere Aussicht eröffnet.“ Und Gustav Schwab schon wies darauf hin, wie thöricht es sei, unter diesen Worten in solchem Ernste des untergehenden Lebens eine Phrase zu sehen. Aber Schiller tritt uns selber als Zeuge entgegen. Erwiesen ist bis jetzt die Unächtheit jenes Gedichtes „Trost am Grabe“ durchaus noch nicht, welches damit anfängt:

Trockne deine Thränen, gute Seele,
Nur den Staub umschließt des Grabes Höhle;
Geister können nicht wie Staub vergehn!

Und frivol wäre es, von der Wucht der beiden kraftvollen Zeugnisse irgend etwas abzuziehen, welche aus dem letzten Jahrzehnt seines Lebens stammen: die Hoffnung (1797) und die Geisterstimme der Thekla (1802).

Die Kinder rühmen dieſe Hoffnung und ſagen es zu unſerer Erbauung auf:

Sie wird mit dem Greis nicht begraben.
Und was die innere Stimme ſpricht,
Das täuſcht die hoffende Seele nicht.

Und die Alten rühmen dieſe Hoffnung, und manch einer wiederholte es zu unſerer Erquickung, was die „Geiſterſtimme" mit Beziehung auf das Jenſeits ausruft:

Wort gehalten wird in jenen Räumen
Jedem ſchönen, gläubigen Gefühl!

Beschluß.

Gerechter Himmel, was haben die braven Commentatoren nicht alles aus unserem Schiller gemacht! Hier einen absoluten Hegelianer, der statt Empfindungen Begriffe im Herzen trägt. Dort einen protestantischen Landpfarrer, der wie Buridans Graukopf, zwischen Rationalismus und Pietismus mitten inne steht.

So klagt Eduard Boas, der verdiente Darsteller von Schillers Jugendjahren. Und er hat Recht. Es war die mißverstandene Universalität des Dichters, welche man immer nur nach einer bestimmten Richtung hin auszubeuten suchte, und welche sich freiwillig hergiebt, um nöthigenfalls das Aeußerste aus ihr heraus oder in sie hinein zu erklären. — Diese Blätter fühlen sich von jenem viel berechtigten Vorwurf frei. Sie haben nur den Dichter selber von den Heiligthümern des Herzens und der Vernunft frei und offen reden lassen.

Und das Ergebniß dieser Rede?

Zunächst eine Correctur für den Hauptdarsteller von Schiller's innerem Entwicklungsgange, für Hoffmeister, welcher bei Gelegenheit von Schillers Hymne an den Un-

endlichen (1779?) die Sonderlichkeit drucken ließ: „Dieſes einzelne Gedicht blieb auch das letzte in ſeiner Gattung, und ſo ſehr verdrängten die heroiſchen und ſchön menſchlichen Stimmungen der Begeiſterung das eigentlich religiöſe Gefühl, daß ſich die Religion nach und nach aus ſeinem Geſichtskreis und aus ſeiner Theorie verlor."

Dann aber die Einſicht: daß gerade Schiller als religiöſer Denker über Gott und Welt, über Menſchenbildung und Menſchenzukunft dem Durchſchnittsbewußtſein unſerer Zeit, ſo ſehr ſie ihn noch heut begeiſtert feiert, ſo ſchroff gegenüberſteht, wie ſeitdem kaum ein deutſcher Dichter.

Narren mögen vergangene Zeiten zurückſehnen.

Auch abgeſehen vom politiſchen Leben, wer wollte den geiſtigen Fortſchritt leugnen, daß unſer Empfinden ſeit Schiller klarer und einfacher, unſer Denken exakter, unſer Wollen praktiſcher und beſtimmter ward! Manches Stück aus Schillers Werken iſt mit Recht der Jugend allein anheimgefallen; wähleriſch ſteht zu ſeinen Schriften ein auch äſthetiſch gereifteres Männergeſchlecht.

Aber der klaffende Unterſchied, welcher Schillers Gedankenwelt in religiöſer Beziehung von dem Geiſte unſerer Zeit trennt, gereicht letzterer ſchwerlich zum Vortheil.

Auf der einen Seite hat diejenige Richtung, welche unſerem

Dichter in der Gestalt Stolbergs und seiner Genossen so aufdringlich entgegentrat, nicht umhingekonnt, die letzten unheimlichen und unheilvollen Folgerungen ihres ungesunden Princips zu ziehen. — Und auf der andern Seite?

Man vergleiche selbst.

Nur eines noch:

Schiller hat der Stadt, welche nunmehr für immer in den Mittelpunkt der deutschen Welt gerückt ist, einen besonderen letzten Willen hinterlassen. In einem Briefe an Zelter schreibt er: Daß es mit der Religion nicht länger so bleiben kann, läßt sich jedem begreiflich machen. Berlin gebe zum Licht die Wärme und veredle den Protestantismus, dessen Metropole zu sein es ja doch einmal bestimmt ist.

Mögen die Städte Deutschlands alle dies Dichtervermächtniß, wie es nur eben zunächst an ihr vielwaltendes Haupt gerichtet ist, in den Mittelpunkt ihres Strebens und Lebens aufnehmen.

Wenn denn nach flüchtigem idealem Aufschwung der vergangenen großen Tage dennoch im Denken und Leben der Zeit ein großer Kampf wiederum sichtlich sich zuspitzt — der Kampf zwischen der nur stoffbewegten Welt der fünf *Sinne und* der auch gotterfüllten Welt des Geistes und

ſchönen Sittlichkeit — o ſo rüſte dich, deutſches Volk, gleicherweiſe gegen den Materialismus geiſttödtender Geiſtlichkeit wie geiſtleugnender Sinnlichkeit; o ſo höre es, deutſches Volk, was dein Liebling jedem Einzelnen, aber auch dem Ganzen in dieſer Zeit der Entſcheidung zuruft:

Aus dem Leben heraus ſind der Wege zwei dir geöffnet,
Zum Ideale führt einer, — der andre zum Tod.
Siehe, daß du bei Zeit noch auf dem einen entſpringeſt,
Ehe die Parze mit Zwang dich auf dem andern entführt.

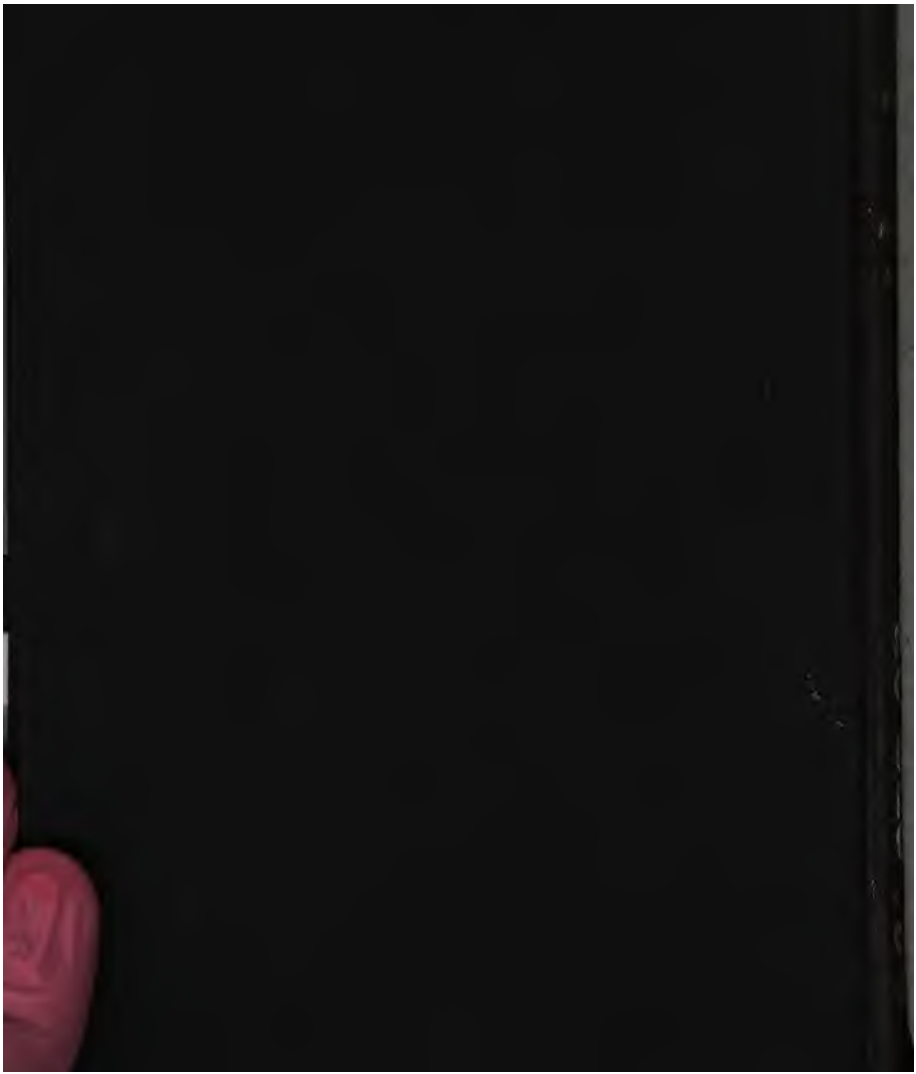
Berichtigung.

S. 30 Z. 15 lies: begeiſterte, ſtatt: begeiſterten.
S. 32 Z. 8 lies: Auch umgekehrt? Das fragt mich nicht.
S. 35 Z. 19 lies: adäquate, ſtatt: odäquate.
S. 35 Z. 21 lies: werden, ſtatt: werden.

A. W. Schade's Buchdruckerei (L. Schade) in Berlin.

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
CECIL H. GREEN LIBRARY
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004
(415) 723-1493

All books may be recalled after 7 days

DATE DUE

832.63 .CS353 C.1
Friedrich Schiller: AMM2867
Stanford University Libraries
3 6105 045 055 154